

EIN TAG IM LEBEN VON DIMITRIJ SCHAAD

# „Disziplin und hartes Arbeiten – das vermisse ich hier“

Als Kind kam er mit seiner Familie aus Kasachstan und lernte Deutsch aus dem Fernsehen.

Heute ist Dimitrij Schaad nicht nur auf der Bühne ein Star. Eine Berliner Begegnung mit dem Schauspieler des Jahres

# E

„Es ist etwas dunkel geworden“, steht auf dem Plakat über dem Theatereingang. Das gilt aber heute nicht und nicht hier. Heute ist Spätsommer (und der gibt sich richtig Mühe), und unterer Kurfürstendamm – Ferraris fahren vorbei, Menschen flanieren. Bis die Dunkelheit im Land, die das Plakat beschreibt, hier ankommt vor der Schaubühne, an diesem Diorama des alten Westberlin, ist ganz Deutschland finster.

VON ELMAR KREKELER

Für Dimitrij Schaad – wir sitzen vor der Schaubühne bei Cheesecake und Club Mate – geht die Sonne heute sowieso nicht unter. Menschen kommen vorbei, umarmen ihn, gratulieren. Schaad, der ein bisschen übermäßig aussieht, bekommt nachher, wenn er im Globe, dem Kammerspiel der Schaubühne, sein fast zweistündiges Solo in Falk Richters „The Silence“ hinter sich gebracht hat, eine Urkunde überreicht. Schaad ist Schauspieler des Jahres. Ein Kreis schließt sich. Erzählt er. 2005 lag er nämlich in der Badewanne in München bei dem Freund, bei dem er wohnen durfte. Er hatte an der Isar bei der Theaterakademie August Everding vorgesprochen. Lessings-Ringparabel und einen Monolog aus Yasmina Rezas „Kunst“. Und war – völlig verrückt – gleich aufgenommen worden. Einen Schimmer, was Theater eigentlich ist, hatte er aber nicht. In Ulm hatte er mal das „Sams“ auf der Bühne gesehen. Und in der Schule – dem kleinsten Gymnasium von Baden-Württemberg – ständig Hauptrollen in der Theater-AG gespielt, was aber, sagt er, eher daran lag, dass sonst keiner da war.

Nun also Schauspielschule. Und keine Ahnung. Seine Lieblingsdozentin gab ihm zwei Jahrbücher von „Theater heute“ mit. Die las er in der Wanne. Und stellte fest, dass es so etwas wie einen Schauspieler des Jahres gab, der von Kritikern gewählt wurde. Das werde ich auch mal, so beschloss er damals. Zunächst aber wurde er Studentenoscarpreisträger (mit seinem fünf Jahre jüngeren Bruder Alex für „Invention of Trust“, der erste Übungs-, nicht Abschlussfilm, der je den Studentenoscar bekam), mehrfacher Ophüls-Preisträger (mit dem Bruder), Nachwuchsschauspieler des Jahres. Die Preise stehen daheim auf mehreren Regalbrettern, der für Einbrecher gefährlichste, sagt Schaad, ist der Ulrich-Wildgruber-Preis, der ist fast einen halben Meter hoch und wiegt mehrere Kilo. Der Iffland-Ring steht noch aus. Hat aber noch Zeit. Der wird fürs Lebenswerk und lebenslang vergeben. Und Schaad ist ja erst 39 und der gegenwärtige Iffländer Jens Harzer noch jung.

## SELBSTSUCHE UND GLÜCK

In einer Stunde geht's los mit der Anspielprobe. Zwei Monate hat er „The Silence“ nicht mehr gespielt. Das ist ständig ausverkauft. Was an Schaad liegt, der schon mal als „Lionel Messi der Performerkunst“ bezeichnet wurde. Und an Falk Richters autofiktionalem Text, der die Identitätskonflikte, die Selbstsuche einer ganzen Generation ausschweifend und einkreisend auf den Punkt bringt. Eine Auseinandersetzung mit Richters Mutter, mit seiner Jugend in Buchholz in der „fucking Nordheide“ als mehr oder weniger einziger Schwuler in einer Gemeinde, wo man in bunkerartigen und von streng gezeigten Vorgärten umgebenen Bungalows wohnte, mit den ganzen Traumata, die die Väter aus Nazi-



„Deutschland als migrantenfreundlich zu beschreiben wäre ein Euphemismus“: Dimitrij Schaad in Berlin

Zeit und Krieg in westdeutsche Familien gebracht haben.

Von Verantwortung gegenüber sich selbst und dem Publikum spricht Schaad oft. Und von Glück. Dem Glück, dass da an den entscheidenden Punkten seines Lebens immer wer war, der etwas in ihm entdeckte, das noch gar nicht da war – jedenfalls nicht in seiner Wahrnehmung.

Schaad war acht, als seine Eltern beschlossen, Kasachstan, wo er 1985 zur Welt kam, zu verlassen. Der Vater, der wolgadeutsche Wurzeln hatte, war Lagerverwalter gewesen, die Mutter studierte Buchhalterin. Das postsowjetische Kasachstan wurde ihnen zu gefährlich. Sie kamen nach Pirmasens in ein Übergangslager für anderthalb Jahre, dann nach Mengen in Baden-Württemberg. Alles Städte, die anders waren, als die Vorstellungen, die Schaad von Deutschland hatte, die Arbeitslosigkeit war so hoch wie die kulturelle Reizarmut.

Deutsch sprach keiner von ihnen, außer der Oma. Zu Hause wird immer noch ausschließlich Russisch gesprochen. Deutsch gelernt hat Schaad in der Schule und vor dem Fernseher. Er sei ein Fernsehkind, sagt er. Sei es schon in Kasachstan gewesen. Der Fernseher lief immer. Und es wurde ständig über Filme geredet. Sprache war Film für ihn, war gesprochene Sprache. In Deutschland machte er sich einen Stundenplan, sobald die TV-Zeitschrift zu haben war,

## Dimitrij Schaad Schauspieler

Im kasachischen Kardelen wurde Dimitrij Schaad 1985 geboren; in der Hauptstadt Almaty wuchs er auf. Er war acht, als seine Familie nach Deutschland übersiedelte. Nach anderthalb Jahren in einem Übergangslager in Pirmasens verbrachte Schaad seine Kindheit und Jugend in Mengen/Baden-Württemberg. Nach dem Abitur ging er an die August-Everding-Schauspielschule. Über Stationen in Essen, Bochum und Köln kam er ins Ensemble des Berliner Maxim-Gorki-Theaters. Mit seinem jüngeren Bruder, dem Regisseur Alex Schaad, drehte er Filme, die mit dem Studentenoscar (2016) und dem Max-Ophüls-Preis (2016 und 2018) ausgezeichnet wurden. Seinen Durchbruch als Filmschauspieler hatte er in den „Känguru Chroniken“. An der Seite von Jella Haase spielte er die Hauptrolle in der Netflix-Serie „Kleo“. Schaad lebt in Berlin und dreht gerade seine erste eigene Serie.

nahm VHS-Kassetten auf. 2000 waren es am Ende wohl, erzählt er. Ingmar-Bergman-Retrospektiven auf arte, Woody Allen, Brian de Palma. Er lernte bei den Besten. Lernte, welche Geschichten funktionieren und warum.

Bestatter hätte er werden sollen, wenn er der Berufsberaterin gefolgt wäre, Geschichtspräsident (Schwerpunkt Russland und späte Sowjetunion), wenn es nach ihm gegangen wäre. Sein Geschichtslehrer meinte, er solle besser Schauspieler werden. Egal, was er geworden wäre, er wäre es gut geworden. Migrant zu sein, hat ihn geprägt, das Gefühl, besser sein zu müssen als die Kinder, die Leute im neuen Land, weil die Eltern ihr Leben aufgegeben haben dafür, dass es den Kindern mal besser geht. Und um sich seinen Platz in der Gesellschaft zu verdienen: „Deutschland“, sagt Schaad, „als migrantenfreundlich zu beschreiben wäre ein Euphemismus.“

Schaad wurde ein bis an die Selbstzerstörung grenzender Perfektionist. Hat zwei Wochen vor Drehbeginn – wie für die „Känguru-Chroniken“, wo er als Alter ego des Bestseller-Autors Marc-Uwe Kling seinen Kino-Durchbruch hatte, oder in „Kleo“, der Netflix-Serie an der Seite von Jella Haase – jedes Textpartikel seiner Rolle drauf. Braucht er für die Freiheit im Spiel. Und weil es da diese Verantwortung gibt. Pro Drehtag bekommen Schauspieler, jedenfalls die gro-

ßen, extrem viel Geld. „Und ich finde es schändlich, wie Kollegen und Kolleginnen zum Teil damit umgehen.“ Die sitzen dann in der Maske, erzählt er, und lernen ihren Text. „Es ist doch kein Wunder, dass deutsche Schauspieler im weltweiten Vergleich eher den Kürzeren ziehen. Disziplin und hartes Arbeiten – das vermisse ich hier schon sehr.“

## TEXTE IM HERZEN

Wir gehen ins Globe. Eine Birke auf der Bühne, ein paar weiße Kieselsteine, eine Leinwand, ein Schreibtisch, zusammengeknülltes Papier. Niemand da im Auditorium. Außer Martina. Die hat – im Jahr vorher hat sie Joachim Meyerhoff zum Schauspieler des Jahres souffliert – ordentlich zu tun. Der Text fließt noch nicht. Als es zu emotional wird, bittet er um Privatheit. Es wird an diesem Abend immer mal wieder privat. Dimitrij Schaad ist ein Textinhalator. Er macht Geschichten zu seinen Geschichten. Er schickt Texte durch die Wärmekammer seines großen Herzens. Und macht sie lebendig, authentisch, fühlbar, lebbar.

Was auch an seiner Methode liegt. Er lernt Texte nicht auf Papier. Er lernt sie durchs Hören. Das hat – anders als die Methode seines Kollegen Philipp Hochmair etwa – nichts mit Legasthenie zu tun. Dimitrij Schaad schließt sich mit einer Freundin ein, die ihm die Texte vorspricht. Er hört zu, spricht nach, hört, was ihn stört, lernt sie, merkt sofort, wenn ein Text ein literarischer Text, kein lebendiger Text ist. Greift ein, schreibt um, macht ihn zu seinem Projekt.

Es ist Pause. Lars Eidinger unterhält sich im Schaubühnen-Café mit Fans. Schaad braucht Mate. Er hat harte Monate hinter sich. Dreht seine erste selbst geschriebene Serie. Für einen der letzten großen Streamer, die noch deutsche Serien drehen. Mit allen Kollegen und Kolleginnen, die nicht bei drei auf dem Baum waren. Schaad ist Regisseur und – mit Bruder Alex – Autor. Vor vier Jahren hatten sie – sie waren mit dem Vater als Geschenk für dessen Sechzigsten auf dem Weg nach Lappland – die Idee. Das Wohnmobil blieb liegen, der Traktor vom Abschleppdienst kam, der Rest wird geschrieben (einen Tag hält er sich immer frei, zum Schauen von Filmen, gern langsamen und alten). Vom Plot erzählen darf er nichts. Gestern war ein Tag, da hatte er ein Gottähnlichkeitsgefühl, weil er da gut hundert Leute inszenieren durfte. Er selbst spielt auch mit.

So perfektionistisch er ist, so diszipliniert ist er auch. Dimitrij Schaad ist eigentlich kein Russe, er ist Preuße. Um sieben steht er auf, meditiert, um neun fängt er an zu schreiben. So um fünf ist die Bürozeit vorbei. Um zwölf wird das Licht ausgemacht. Alkohol gibt's in der Woche keinen.

Dimitrij Schaad wird zu Falk Richter in der Schaubühne, „dem FC Bayern des deutschen Verwandlungsschauspiels“ (Schaad über die Schaubühne im Eingangsmonolog, den er selbst geschrieben hat). Einen Anzug trägt er jetzt (Richter, der im Publikum sitzt, trägt gern Adidas-Jacken). Auch das hält den Bühnen-Falk in der Schwebe. Immer wieder gehen Figur und Schauspieler in eine Art Inflight, treten nebeneinander wie die Weichspülerfrau neben die gute Hausfrau in den Siebzigern. Sie reiben sich. Der Text fliegt wie dahingesprochen. Man gerät in einen Erinnerungssog. Ein furioses Solo.

Dimitrij Schaad wird, liebevoll verpackt in einem Postpaket, seine Urkunde überreicht. Er ist gerührt, wie er berührt war von dem, was er da gerade gespielt hat. Bedankt sich artig. Holt Falk Richter auf die Bühne, ohne dessen Text er vielleicht doch noch ein paar Jahre auf das Erreichen seines schauspielerischen Lebensziels hätte warten müssen.

Es geht hinaus in die Berliner Nacht. Um zwölf muss es vielleicht ausnahmsweise nicht vorbei sein. Und morgen gibt es einen langsamen Film. Dimitrij Schaad ist ein glücklicher Mensch.

— DAS LETZTE WORT —

## Ein Tort für Tolkienisten



VON WIELAND FREUND

Tolkienisten sind Idealisten. Wichtiger als Quoten und Bestsellerlisten ist ihnen die Überlieferung. Denn der Zauber des „Herrn der Ringe“ besteht ja darin, dass in seinem fantastischen Kosmos alles erfunden und dennoch nichts beliebig ist. Es hat seinen tieferen Grund, warum die einen Elben Sindarin sprechen und die anderen Quenya und auf dem Westtor der Zwergenninne Moria der Stern des Hauses Feanor prangt. Wenn Tolkien ein „Herr der Ringe“ das verlassene Moria zum Schauplatz macht, weiß er, wer sie im Ersten Zeitalter seiner Pseudo-Historie schuf, wer dort im Zweiten gegen den Balrog kämpfte und warum man sie im Dritten nicht mehr bei ihrem Zwergennamen nennt. Es ist also keine Beckmesserei, wenn Tolkienisten auf solche Details beharren, vielmehr geht es bei jeder Kleinigkeit ums Ganze, das nur als Ganzes wirklich wirkt.

Niemand hat das besser gewusst als Tolkiens jüngster Sohn Christopher, der, indem er nach dem Tod seines Vaters jeden nur auffindbaren Schnipsel edierte, Mittelere wie eine jener mittelalterlichen Quellen behandelt hat, die den „Herrn der Ringe“ inspirierten. Erst Christopher hat Mittelere als einen Kosmos sichtbar gemacht, in dem alles mit allem zusammenhängt, und als erster Tolkienist von allen hat er auch als erster unter der Ausschachtung dieses Kosmos gelitten. Auf Peter Jacksons Filmtrilogie antwortete er 2012 mit einem seltenen Interview: Tolkien sei „ein Monster geworden“, hieß es darin, das seine Popularität verschlungen habe. Angesichts der Kommerzialisierung des Stoffs löse sich die „ästhetische und philosophische Kraft dieser Schöpfung in nichts auf“.



GANDALF IN ‚RINGE DER MACHT‘? DANN VERKAUFT AMAZON AUCH TOLKIENS GROSSMUTTER

Folgerichtig war Christopher gar nicht erst dabei, als die Schöpfer der Amazon-Serie „Die Ringe der Macht“ ihre Ideen den Erben präsentierten. Die Verhandlungen überließ er noch vor seinem Tod im Jahr 2022 seinem Sohn Simon, der in den Augen strenger Tolkienisten dann so manchen Unfug abgesegnet hat. Seit die Serie im Herbst 2022 angelaufen ist, haben diese sich an apokryphen Figuren, prähistorischen Hobbits, einer geschrumpten Timeline und vor allem an einem Zauberer gestört, dessen Identität nun, zum Finale der zweiten Staffel, im Stil einer mittelirdischen Gender-Reveal-Party enthüllt wurde. Treue Tolkienisten haben diesen Moment gefürchtet und hatten dafür Gründe: Die Istari nämlich, wie Tolkiens mächtige Zauberer heißen, gehören nicht ins Zweite Zeitalter, von dem die Serie erzählt, sie dennoch dorthin zu verfrachten, ist in Tolkienisten-Augen per se ein respektloser Akt. Den namenlosen Zauberer aber – Vorsicht, Spoiler! – gleich zu Gandalf zu erklären, eine der populärsten Figuren, die Tolkien geschaffen hat, ist der Gipfel jener Kommerzialisierung, über der Christopher Tolkien verzweifelt ist. Gandalf langt explizit Jahrhunderte später in Mittelere an; er kann in dieser Serie nur auftauchen, wenn die im Zweifel noch Tolkiens Großmutter verkauft.

Im Detail kommt es sogar noch schlimmer. Nicht nur muss „der Fremde“ Gandalf sein, sein Name, eigentlich ein Zwergennamen aus der „Edda“, wird auch noch vulgäretymologisch hererklärt: „Grand-Elf“ nennen ihn die falschen Hobbits, die nur noch die Sprache Hollywoods sprechen. Gandalf von „Grand-Elf“ aber ist die billigste Lösung von allen. Und billig stinkt immer nach Geld.